

VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

ANDREAS VARNAI

Erster Teil http://www.bjt2006.org/AV_venisti_vidisti_avdisti_4317.pdf

III



Die Familie Varnai, Temeswar, 1937

Weiß ich noch etwas über die Zeit vor dem Kindergarten? Wohl kaum. Vom Kindergarten auch nur so viel, dass er ganz in der Nähe war, praktisch am Ende unserer Straße und, dass wir zu unseren Spielen deutsche Kinderlieder sangen, wie *Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein*. Irgendwann wechselte ich den Kindergarten, so wie andere Leute ihre Arbeitsstelle oder Studienplätze wechseln, und der Neue lag weit entfernt in der Innenstadt, ein langer Fußmarsch für einen Fünfjährigen. Ich ging trotzdem alleine hin, das gehörte zu den eigenartigen Vorstellungen meiner Mutter darüber, wie man Kinder zu Selbstständigkeit erzieht. Dass sie mir insgeheim auf den Schritt folgte, wusste ich damals nicht. Dort lernte ich meinen Freund Pali Gersch kennen, dem ich zuletzt vor nicht langer Zeit bei unserem sechzigjährigen Klassentreffen in Tel Aviv begegnete. Auf dem ganzen Weg hielt ich in meiner verschwitzten Hand eine zwei Lei Münze fest, um damit beim

Bäcker Jancsó ein frisches, warmes Langosch zu kaufen. Bei ihm lernte ich diese Krönung der ungarischen Backkunst kennen und schätzen.



Ich war ein schüchternes, ängstliches Kind und Mutter wollte mich immer zu mehr Mut und Selbstständigkeit erziehen. Einerseits. Andererseits war sie eine noch unerfahrene, lebenslustige, ungeduldige und zum Jähzorn und Herrschsucht neigende junge Frau, welche die Ohrfeige als einen selbstverständlichen Grundpfeiler der Kindererziehung kannte und praktizierte. Ob sie damit die geeignete Methode wählte? Auf jeden Fall war sie in diesen Zeiten ziemlich weit verbreitet. Ich kann mich noch ganz genau an unseren runden Esstisch erinnern, um den ich floh und sie mich jagte, als ob wir „Fangen“ spielten, um mich, wegen einer meiner vielen "schlimmen" Taten zu bestrafen. Meistens erwischte sie mich, das tat dann weh.

Es gab aber noch ein Andererseits. Meine Mutter liebte mich über alles und genau so liebte ich sie. Und in den ruhigen Zeiten zwischen den Gewittern waren wir ein gutes Team. Wir waren oft zusammen, so oft, wie es unter den damaligen Verhältnissen üblich war. Die Hauptlast der Kindererziehung, wozu meine Mutter keine Lust empfand, wie das tägliche stundenlange Spaziergehen, das Abendessen vorzubereiten, wenn die Eltern auswärts aßen, das allmorgendliche an- und allabendliche Ausziehen, wie auch die deutschsprachige Konversation oblag den Kindermädchen. Das waren bei mir abwechselnd die Käthe und die Irma, die jeweils kündigten, wenn sie meine Mutter nicht mehr ertragen konnten. Dann kamen sie irgendwann wieder, sie fühlten sich doch wohl bei uns. Ich hatte ein Zimmer für mich, aber es kam manchmal vor, dass Irma bei mir schlief, wenn ich meine Furcht vor der Dunkelheit alleine nicht überwinden konnte. Ich mochte die Nächte nicht, sie waren unheimlich, meine Fantasie bevölkerte sie mit merkwürdigen Wesen. Die Tür sollte ein Spaltbreit offen stehen, das durchsickernde Licht beruhigte mich. Am ehesten konnte ich einschlafen, wenn ich Stimmengemurmel hörte, ich brauchte es für mein Sicherheitsgefühl.

Obwohl ich ein sehr enges Verhältnis zu meinen Kindermädchen hatte, sind sie mir irgendwie immer ein bisschen fremd geblieben. Einmal, aus irgendeinem Anlass, haben meine Eltern eine große Party veranstaltet und ich stand im Wege. So hat man mich ausgelagert, ich sollte bei Käthe schlafen. Käthe war mein Kindermädchen, wir waren Tag und Nacht zusammen, wir kannten uns sehr gut. Als ich bei ihr zu Hause angekommen war, wo sie mit ihrem „Verlobten“ und späterem Mann wohnte, habe ich mich verloren gefühlt – meine Mutter war nicht in meiner Nähe. Ich bekam einen hysterischen Anfall, brüllte und brüllte, es war nicht möglich mich zu beruhigen. Party hin oder her, meine Mutter musste kommen und mich in den Schlaf küssen. Diese Angst hatte ich nie, wenn ich alleine bei Großmutter oder anderen Familienmitgliedern übernachtete.

Trotz Kindermädchen war ich viel mit Mutter zusammen. Ich begleitete sie auf den Markt zum Einkaufen, wir gingen zusammen ins Kino, aber hauptsächlich verbrachten wir viel Zeit zusammen in der Konditorei. Temeswars österreichische Vergangenheit manifestierte sich nicht nur in der

Architektur, sondern auch in der herrlichen Wiener Patisserie. Es gab mehrere gute Konditoreien in der Stadt, aber die beste, die allerbeste war Potichen, nicht weit von uns. Wir aßen da oft und viel. Wir zahlten nie, alles ging auf Rechnung, und Vater beglich sie einmal im Monat. Meine Vorliebe für Süßigkeiten habe ich von meiner Mutter geerbt, die nicht nur essen, sondern auch hervorragend backen konnte.

Mutter sang. Sie sang jeden Tag, bei jeder Gelegenheit, sie hatte eine schöne Stimme und ein gutes Gehör. Ihr Repertoire umfasste vornehmlich die leichte Muse, in diesem Bereich war sie aber sehr umfangreich – Schlager, Chansons, Operette, Swing, Tanzlieder, und das in vielen Sprachen – ungarisch, deutsch, französisch, englisch, rumänisch. In der Zeit vor der Erfindung der elektronischen Wiedergabegeräte für Musik, als es nur das Radio gab, mit dem einzigen für uns infrage kommenden Sender – Radio Budapest - und das handaufgezogene Grammophon mit Schellackplatten, war das eine echte alternative Unterhaltung. Damit legte sie eine solide Grundlage meiner Erziehung im Bereich der leichten Musik. Sie rezitierte Gedichte, schöne Gedichte, Perle der klassischen ungarischen Literatur. Ich hörte gespannt zu, und ohne es zu merken, lernte ich sie auswendig. So kam ich zu meiner Liebe der Poesie schon in der frühesten Kindheit.

Unser Familienleben drehte sich, so wie ich das mitbekam, hauptsächlich um den Mittagstisch. Ich war ein schlechter Esser, hasste all die Gerichte, die aus gesundheitlichen Gründen auf dem Speiseplan standen, wie Spinat, Sauerampfer, Kürbis und Konsorten, und weigerte mich sie zu essen. Unsere Konflikte, die daraus entstanden, waren heftig, handgreiflich und laut. Vater nahm sie mit stoischer Ruhe wahr, es interessierte ihn nicht besonders, ob ich Spinat aß oder Mehlspeise. Er verbrachte den ganzen Tag im Geschäft, kam mittags für zwei Stunden nach Hause, er wollte in aller Ruhe essen und ein Nickerchen machen. Er kam meistens mit dem Taxi, das er die vollen zwei Stunden vor dem Haus warten ließ. Meine Mutter machte ihm deswegen jedes Mal eine wilde Szene – „wieso entlässt du ihn nicht und bestellst dir später einen anderen, die Uhr läuft die ganze Zeit mit, du zahlst umsonst!“ Das ließ ihn kalt, er war ein Herr, ein Gentleman, mit nicht allzu vielen Ansprüchen, diese aber wollte er erfüllt haben. Dazu gehörte auch, dass ihm ein Taxi jederzeit zur Verfügung stand. Er ließ sich vom Friseur rasieren, jeden Morgen auf dem Weg zum Geschäft ging er bei ihm vorbei. Sonntags aber setzte er sich in die Badewanne, zelebrierte ein ganzes Ritual, dort wurde ihm auch sein Frühstück serviert. Meine Aufgabe war ihm die Sonntagszeitung mit dem Leitartikel von Béla Zsolt, frisch eingetroffen aus Budapest, vom Zeitungsstand an der Ecke zu holen, und der Friseur kam, um ihn in der Wanne zu rasieren. Das war sein Sonntagvormittags Programm und dauerte im Schnitt zwei bis drei Stunden.

Wenn aber beim Essen etwas Leckeres gab, und ich keinen Widerstand zu leisten brauchte, verlief das Mittagessen harmonisch mit den üblichen Tischgesprächen. Mutter beschwerte sich oft über die Dummheit der Dienstmädchen, Vater beruhigte sie und sagte: Was willst du, wäre sie intelligent, wäre sie bestimmt kein Dienstmädchen bei dir.

Mir scheint, diese Tischgespräche spielten eine wesentliche Rolle in meiner Emanzipation zum vollwertigen Familienmitglied. Es wurde über Menschen gesprochen, Freunde, Bekannte, Geschäftspartner meines Vaters, meistens in ziemlich kritischem Ton, und da nahm ich unbewusst wahr, wie meine Mutter, mit ihrer Andersartigkeit, mit allen ihren Eskapaden, Nörgeleien und häuslichen Szenen, loyal zu meinem Vater stand, wie sie eine moralische Einheit bildeten, wie sie ohne Vorbehalt sich gegenseitig vertrauten. Sie betrachteten die Familie des anderen als ihre eigene, obwohl die zwei Familien sich kaum kannten.

Vater war ein großer, trotz Glatze gut aussehender Mann, elegant, respektabel, großzügig. Sprach nicht allzu viel, über sich so gut wie nie. Sein Humor war fein, leise, scharfsinnig, und ob

man ihn verstand oder nicht, wiederholen hat er sich nie. Diejenige, die seinen Humor am besten verstand und genoss, war seine Frau. Später, viel später, gesellte sich auch sein Sohn dazu. Mutter sagte immer: "Wenn Joska in einer Gesellschaft anfängt eine Geschichte zu erzählen, überkommt mich eine große innere Ruhe, ich weiß sie wird kurz und geistreich sein und mit einer frappanten Pointe enden."

Er war ein guter Geschäftsmann, anständig und so ehrlich wie möglich, den das Geld nur so lange interessierte, bis er es verdiente. Danach war es für ihn nur wichtig zu wissen, dass er es besaß, hatte keine besonderen materiellen Ansprüche. Er war ein Familienmensch, sein Leben hatte drei Inhalte: Familie, Geschäft, Kartenspiel. Und selbstverständlich der „Kowed“, das Ansehen. Es war ihm wichtig ein angesehenener Mann zu sein. Obwohl in jeder Gesellschaft zu Hause, nie fehl am Platze, Liebling der Damen, konnte er nicht tanzen, er war völlig unmusikalisch. Er war ein Kind vom Lande, und das bestimmte die andere Seite seiner Persönlichkeit. Sein rustikaler Geschmack, seine deftigen Lieblingsgerichte, sein Desinteresse für Kunst, Reisen und die Schönheiten der Natur zeugten davon. Er stammte aus einer religiösen Familie, er war religiös erzogen, er praktizierte zwar die Religion, aber eher formal und oberflächlich, über die Existenz Gottes hat er sich nie ernsthafte Gedanken gemacht.

Vater war ein typischer Vertreter seiner Zeit und seines Standes. Seine Aufgabe war Geld zu verdienen, für das Wohlergehen der Familie zu sorgen. Er spürte sich tief eingebettet in seine gesellschaftliche Position und konnte sich nicht vorstellen, daraus eines Tages herauszufallen. Als es dazu kam, hat er es nicht verkraftet. Als er die Wolken auf seinem Himmel heraufziehen sah, wollte er sie nicht wahrnehmen und richtig deuten konnte er sie auch nicht.

Das gesellschaftliche Leben, der Haushalt, das Kind waren die Aufgaben seiner Frau. Er hat mich geliebt, sehr sogar, beschäftigt hat er sich mit mir kaum. In seiner Welt hatten Männer andere Aufgaben als sich um die Kinder zu kümmern. Ein Kind sollte man lieben, ihm Wissen und moralische Werte weitervermitteln, für seinen Unterhalt und Vorwärtkommen zu sorgen. Das alles tat er einwandfrei.

Manchmal kam er ins Kinderzimmer, mir gute Nacht zu sagen, oder manchmal mit mir spielen. Es waren derbe Spiele vom Lande, er zwickte mich dabei, zog an meinen Ohren, presste mir die Finger zusammen. Egal wie Weh es tat, ich habe diese Spiele immer genossen. Mein liebstes Spiel waren die Hände meines Vaters. Es waren große, schöne, männliche, Sicherheit und Geborgenheit ausstrahlende Hände. Mutters Hände waren gepflegt, schön, elegant und nervös, mit feinen, schmalen, langen Fingern.

Am Anfang führten wir einen koscheren Haushalt, mit allen dazugehörenden komplizierten und schwerfälligen Vorschriften, bis eines Tages Mutter rebellierte und Schluss machte mit dem ganzen Hokusfokus. Mit der Zeit blieb allmählich leider der schöne Brauch des Kerzenanzündens am Freitagabend auch aus und mit ihm verschwand auch die Mesusa von unserem Türpfosten. Unser Esstisch wurde „normal“, es gab keine scharfe Trennung mehr zwischen Milchigem und Fleischigem.

Mutter war moderner, selbstständiger, flexibler als mein Vater, hatte ein ungezügelttes Temperament, war Meisterin der häuslichen Szenen, sehr spontan und direkt. Sie konnte mit ihrer Direktheit sehr verletzend sein. Sie war eine Spalterin und eine Nörglerin, war oft ungeduldig und vertrug keinen Widerspruch. Ein Teil ihrer Bekannten, hauptsächlich die Männer, liebten sie wegen ihres Aussehens, ihrer Klugheit, Intelligenz, Humor, Großzügigkeit, Originalität. Sie kannte ihre Vorteile zu gut, sie flirtete gern. Wenn man sie richtig nahm, war sie die Frau, mit der man Pferde stehlen konnte. Die anderen, meistens Frauen, die sich von ihr verletzt fühlten und eifersüchtig

waren, hassten sie. Für sie waren die Frauen minderwertig und kleinlich, fühlte sich mit ihnen unwohl und sagte oft, dass sie intelligente und geistreiche Gespräche, nur in männlicher Gesellschaft fand.

Sie war unzufrieden, dass ihr Mann bei ihren Unerzogenheiten nicht mitmachen wollte, nörgelte an ihm herum, war ständig eifersüchtig. Manchmal, als sie den Abend auswärts verbrachten, kamen sie nachts in Streit nach Hause, ich wachte auf und verbarg meinen Kopf im Kissen, um zu Ruhe zu kommen. Und trotzdem hat sie ihren Mann verehrt, erzählte mir viel von ihm und ich wusste mehr über meinen Vater aus Mutters Erzählungen, als von ihm selbst. Sie zeigte mir voller Stolz sein Abiturzeugnis des Handelsgymnasiums in Budapest aus dem Jahre 1914. In allen Fächern durchgehend eine Eins. Er hat über solche Sachen nie gesprochen, seine Stärke war sein Understatement.

Mit einem Wort waren wir eine normale, durchschnittliche ungarisch-jüdische bürgerliche Familie in der Zwischenkriegszeit, die es, dank der Launen des Schicksals und der Großmächte, nach Rumänien verschlug.

IV



Im Jahre 1939



1941



Ruderklub "Elöre", 1935. Bodnár Gyuri, Székely Gyuri, Andris

Damals gab es kein Fernsehen, man reiste kaum in die Ferne, es gab keine Discos, es dröhnte einem nirgendwo laute Musik in die Ohren, man war nicht pausenlos den vielen Reizen der Außenwelt ausgesetzt. Es gab aber andere Dinge, Aktivitäten, die inzwischen nicht mehr existieren, oder soweit ins Unpersönliche mutierten, dass sie mit unseren heutigen Augen kaum noch erkennbar sind. Sie spielten sich eher im Privaten, in unserem häuslichen Alltag ab. Es kamen Handwerker oder Händler vorbei, ihre Angebote lautstark preisend. Der Gläser, der zerbrochene Fenster reparierte, mit den am Rücken befestigten Glasscheiben, rief lautstark „Fenstermaché“, der Altkleiderhändler rief „Handlé“. Der Rastelbinder, der Scherenschleifer, der Joghurtverkäufer, der Eismann, und Gott weiß wer noch, waren fast täglich zu sehen und zu hören. Ja der Eismann! Es gab noch keinen elektrischen Kühlschrank, nur große klobige Holzschränke mit Blechverkleidung,

in denen im Sommer die Eisblöcke täglich gewechselt werden mussten. Dafür sorgte der Eismann, der mit seinem Pferdewagen von Haus zu Haus zog und jeweils ein Eisblock auf die Schwelle legte. Wir heizten mit Holzöfen, das Holz wurde einmal im Jahr in großen Klötzen geliefert, danach kamen die Holzschneider mit ihren Motorsägen, um das alles in mundgerechte Bissen für unsere Kachelöfen klein zu schneiden. Oft saß jemand mit einem Teller Suppe in der Küche, entweder als Belohnung für irgendeine Arbeit, die er im Haus errichtete, wie Holzhacken und es in den Keller tragen, oder weil er einfach nur hungrig war.

Damals, als der Supermarkt noch unbekannt war, ging man nicht so oft in den Laden einkaufen, einiges erledigten Frauen, die ins Haus kamen und uns mit Essbarem versorgten. Das verlief, wie so manches in Temeswar, schön nach Nationalitäten aufgeteilt. Zur schwäbischen Sektion gehörte die Milchfrau, sie erschien täglich mit frischer, am selben Morgen gemolkener Milch, die nächste mit Sahne, Sauerrahm und Topfen, die Dritte mit Kalbsfleisch, alles schön in Handkörben verpackt, mit schneeweißen Tüchern oder Weinblättern abgedeckt. Die Gänsefrau gehörte zur jüdischen Sektion. Sie verkaufte das Fleisch und die Leber der Gans *und so blieb das Schmalz umsonst übrig* für den Wintervorrat, da Juden kein Schweineschmalz aßen. Speiseöl war in unseren Breitengraden unbekannt. Zu der jüdischen Sektion gehörte auch die Frau mit den Seidenstrümpfen – Schmuggelware aus der Tschechoslowakei. Aus dem Schmuggel über die tschechische Grenze lebten viele jüdischen Familien, mehr schlecht als recht im Nordwesten und Westen Rumäniens.

Die Geschäfte waren auch anders als heutzutage. Es gab keine Selbstbedienung, man wurde immer an irgendeiner Theke von einem mehr oder weniger freundlichen Verkäufer bedient, ob man zehn Deka Mehl, zwei Kilo Kartoffel, Bücher, Stoffe oder Nähgarn kaufen wollte. Das war überall so, in den kleinen und in den großen Läden, sogar in den größten bediente oft der Ladeninhaber persönlich. Es existierte keine Konfektion, wenn man Kleider brauchte, ging man zum Schneider oder zur Schneiderin, die nahmen Maß und nach zwei Proben war der Anzug oder das Kostüm fertig. Hemden wurden auch nach Maß genäht, nur Socken, Taschentücher und vor allem Schuhe gab es fertig zu kaufen. Das war wohl dem Einfluss des Herrn Bata und der tschechischen Schuhindustrie zu verdanken. Es war alles umständlicher, schwerfälliger aber direkter, persönlicher. Gehörte man aber nicht zu denjenigen, die sich einen Schneider leisten konnten, trug man Billigware und man nähte sich die Kleider selbst. Oder man trug das Geerbte, manchmal das Geschenkte. Wir lebten in einer strengen Klassengesellschaft.

Die Heilkunde sah auch anders aus als heutzutage. Die Mehrzahl der Medikamente, die wir heute so in uns hineinstopfen wie Kinder die Schokolade, existierten damals noch nicht. Dagegen benutzte man altbewährte Hausmittel, an die alle meine Zeitgenossen sich noch lebhaft erinnern. Bei Magenverstimmung – und das hatten wir sehr häufig wegen der großen Mengen von unreifem Obst, die alle Kinder, gegen wohlwollende Ratschläge und strenge Verbote geheim aßen – verordnete man Kümmelsuppe; war damit die Verstimmung noch immer nicht auskuriert, folgte das Rizinusöl. Das einzig Gemeinsame zwischen den beiden war deren ekliger Geschmack. Die allgemein verbreitete Langzeittherapie, dem jedes Kind ausgesetzt war, um seine Gesundheit in Gleichgewicht zu halten, waren der allseits verhasste Lebertran gegen Rachitis und die Höhensonne – Quarzlampe genannt - die dem Kind zwar nicht, seinem Arzt umso mehr half. Man wusste nicht, mit welcher Geschicklichkeit damit die erste Stufe des späteren Hautkrebses gelegt wurde. Das Gerät erzeugte einen wundervollen Duft, es roch nach Bergen, Tannenwald und Gesundheit. Es war das vom Gerät entwickelte Ozon, damals Inbegriff der Gesundheit und des Wohlergehens. Heute würde man dazu sagen, ein typischer, unangenehmer, stechender Geruch dieses gefährlichen Gases. Für die äußere Behandlung, bei Brand-, Schnitt- und Stichwunden, Ausschlägen und Furunkeln benutzte man halbierte Tomaten und gebratene Zwiebel. Man sagte, sie halfen.

Im Haus spielten sich, je nach Jahreszeit, immer andere Aktivitäten ab. Da es kaum konservierte Lebensmittel gab, hat man alles zu Hause eingelegt. Im Juni die Sauerkirschen, dann die Aprikosen, Ende August die Tomaten und schließlich in September die Zwetschgen. Es waren umfangreiche Arbeiten, die Wohnung stand auf dem Kopf, aber es roch himmlisch. Am schönsten, meine ich, roch es beim Einlegen der Tomaten. Die Tomaten haben einen intensiven Duft, den ich zwar aus meiner Kindheit gut kannte, seitdem aber nicht mehr gerochen habe. Und wenn nichts mehr zu errichten gab, buk meine Mutter ihre köstliche Kuchen und Torten. Ich war für Schaumschlagen, Eierrühren und Auslecken der Schüssel zuständig. Damit legte sie die Grundlage meiner späteren Liebe zur Kochkunst.

V

Diese Welt war voll von weisen Sprüchen und gut gemeinten Ratschlägen. Die stammten nicht so sehr von meinen Eltern, eher vom Kindermädchen oder irgendwelchen Tanten. Man tut dies nicht, man tut das nicht. „Trink nicht so viel, es wächst dir ein Frosch im Bauch! Man trinkt kein Wasser nach Obst, das macht krank! Anständige Kinder rennen nicht auf der Straße!“

Wie bei den meisten Kindern meines Alters gehörten die Märchen zum festen Bestandteil meines Lebens, dafür sorgten die Kindermädchen und die Tanten. Abends kam manchmal Mutter zu meinem Bett, und erzählte Märchen von Andersen, vom „Standhaften Zinnsoldaten“, vom „Hässlichen Entlein“ oder von der „Prinzessin auf der Erbse“.

Von meinen Tanten und meiner Großmutter lernte ich ungarische Volksmärchen, schöne alte Geschichten, in deren Mittelpunkt stand der sagenumwobene König Matthias Corvinus, Ungarns Renaissancefürst, genannt „Matthias der Gerechte“. Ich glaube nicht, dass ich meinen Sohn nach ihm benannt hätte, obwohl er in meinem Sprachgebrauch den Beinamen „Matthias der Ungerechte“ trug. Großmutter erzählte mir vieles über die ungarische Geschichte – von den legendären sieben Fürsten aus der Zeit der Landnahme der ungarischen Stämme, bis zu den Helden der großen Revolution von 1848. Ich lernte viele Kinderlieder, schöne Lieder der ungarischen Folklore, und sang sie beim Spielen, wie alle anderen ungarischen Kinder auch. Ich dachte damals, ich gehörte zu ihnen. Dass einige Lieder, in dieser Gegend, wo sich die Völker mischten, rumänischer oder slowakischer Ursprungs waren, war für mich ohne Bedeutung. Gleichzeitig aber sorgten mein Großvater, mein Vater und der jüdische Religionsunterricht, den ich neben der Grundschule besuchte, dafür, dass ich mich in der jüdischen Geschichte, mit ihren biblischen Erzählungen genauso gut auskannte. Die großen Propheten standen am Fußende meines Bettes, vor allem Jeremias mit gehobenem Zeigefinger und ermahnte mich Gott zu ehren und mein Gewissen rein zu halten. Ich fand diese scheinbar widersprüchliche Dualität ganz selbstverständlich – auf sie fußten die zwei sich ergänzenden Hälften meiner Persönlichkeit – ich war ein ungarischer Jude. Dieses Gemisch aus Märchen und Wahrheit war damals mein Himmelreich, aus dem man mich einige Jahre später rücksichtslos hinausjagte.

Wir waren moderne Leute, besaßen ein Radio und sogar ein Telefon, selbstverständlich noch vom Fräulein in der Zentrale vermittelt. Das war so: Man nahm den Hörer in die Hand und nach gewisser Wartezeit fragte eine weibliche Stimme, was man wollte. Man gab die Rufnummer des gewünschten Gesprächspartners an und wurde vermittelt. Irgendwann führte man das automatische Telefon mit der Wählscheibe ein, und das Fräulein vom Amt blieb nur noch für die Fernvermittlung zuständig. Das blieb allerdings viele Jahrzehnte lang so, und als wir Rumänien im Jahre 1970

verließen, hat sich daran noch nichts geändert. An unsere erste automatisch wählbare Nummer kann ich mich noch immer erinnern: 4746.

Das Straßenbild war auch anders als heute, es gab kaum Autoverkehr, alles war ruhiger. Man ging viel zu Fuß und fuhr mit dem Fahrrad. Mein Erstes bekam ich mit fünf und bis zu meinem Abitur blieb ich ein begeisterter Fahrradfahrer, abgesehen von den vier Jahren, in welchen mir das Anrecht auf den Besitz eines Fahrrades abgesprochen wurde. Aus wohlwollenden rassistischen Gründen.

Das Hauptverkehrsmittel war die Straßenbahn, die von mir heiß geliebte gelb-weiße Straßenbahn, mit braun-gelb lackierten Holzlattenbänken, offenen Türen, bitterkalt im Winter, wo der Fahrer acht Stunden am Tag im Stehen und ungeschützt von der Kälte, den Wagen fuhr. Ich reiste am liebsten im Anhänger, es war ein berauschendes Gefühl, gezogen zu werden. Selbstverständlich gab es Autos, man sah immer welche auf den Straßen; der Schwertransport, die Müllabfuhr, der von mir über alles gehasster Hundefänger, und sogar die Straßenreinigung benutzten aber Pferdefuhrwerke.

Unser Leben spielte sich unter normalen Umständen zu Hause ab. Im Sommer aber war alles anders. Im Sommer waren wir im Klub. Der Klub war ein Ruderklub und hieß „Előre“ – Vorwärts. Die Bega war ein ruhiger und tiefer Kanal, ideal zum Rudern. Nicht sehr breit, gerade zwei Boote hatten Platz nebeneinander. Temeswar war die Stadt der Ruderer, es gab vier Klubs. Ein deutscher, ein rumänischer, ein ungarischer, ein jüdischer. Man kannte sich, aber nicht besonders gut, man pflegte keine engen Kontakte zueinander. Wir waren selbstverständlich der jüdische Klub, die Umgangssprache war ungarisch. Es gab einen Hausmeister, Herr Kappler, der gleichzeitig ein sehr begabter Bootsbauer war, der mit seiner Familie – Frau, Tochter und Sohn - im Klub wohnte. Er war Deutscher, Banater Schwabe. Außer ihm gab es noch einige ungarischen Ruderer. Sonst waren wir unter uns. Eigentlich waren wir immer unter uns. Die vielen Nationalitäten der Stadt lebten ruhig und friedfertig nebeneinander, aber nicht miteinander. Man wusste sehr wenig voneinander, man nahm sich gegenseitig zur Kenntnis, man störte sich nicht. Man hatte Bekannte auch unter den anderen Nationalitäten, manchmal kam es sogar zu Mischehen, trotzdem kam es zu Freundschaften ziemlich selten. Und man dachte, das wäre normal. Bis es eines Tages nicht mehr normal war. Das kam aber später, noch war alles ruhig.

Es gab zwei Arten von Mitgliedern – die Ruderer und die anderen. Die Ruderer waren junge, sportliche Männer. Die anderen waren alltägliche Bürger, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte, Angestellte, dem Sport nicht besonders angetan, die hier mit ihren Frauen und Kindern ihre Sommerfrische verbrachten, sich amüsierten, Tennis oder Karten spielten, flirteten und gesellschaftliche Kontakte pflegten. Und vor allem, den Klub finanzierten. Die Frauen und Kinder verbrachten den ganzen Tag im Klub, die Männer kamen mittags aus dem Geschäft, blieben zum Mittagessen und zur anschließenden Kartenrunde. Die Dienstmädchen kochten zu Hause und erschienen fast alle zur gleichen Zeit mit ihren Speisetägern. Jede Familie hatte ihren eigenen Tisch im großen schattigen Garten, man aß getrennt und man war trotzdem in Gesellschaft. Nach dem Essen sammelten die Mädchen das schmutzige Geschirr und brachten es nach Hause zum Spülen. Vater spielte noch einige Runden „alsós“ – auf Deutsch Kalabrias, so ähnlich wie Skat - danach ging er zurück ins Geschäft.

Die Ruderer haben ihre Aufgabe ehrenhaft erfüllt, „Előre“ holte jedes Jahr die meisten Titel bei den rumänischen Nationalmeisterschaften, vor allem im Achter – in der Königsdisziplin.

Für uns Kinder war der Előre das Paradies auf Erden. Man konnte spielen, Sport treiben, schwimmen, Abenteuer suchen, alles was das Herz begehrt, den ganzen Sommer durch. Wir waren eine verschworene Gemeinschaft, allerdings mit ihren unumgänglichen eigenen Widersprüchen.

In dieser Gemeinschaft kam ich zum ersten Mal in Berührung mit den Problemen der Außenwelt, wie Sozialverhalten und soziale Konflikte. Wir befanden uns noch in der vorpubertären Phase, aber bei einigen unter uns nahm schon die aggressive Männlichkeit die Oberhand. Sie bezeichneten die Mädchen als minderwertig, wollten Krieg gegen sie führen. Ich fand das dumm und ungerecht, und da Mädchen keine satisfaktionsfähige, kriegsführende Partei sein konnten, habe ich eine Gegengruppe gebildet, die für, und im Namen der Mädchen, in den Krieg zog. Eigentlich kämpften wir gar nicht für die Mädchen, die wir ja insgeheim auch ziemlich blöd fanden, sondern gegen Dumpfheit und für Gerechtigkeit. Diesen Kampf gegen die Windmühlen, für die Gerechtigkeit, habe ich seit dem oft ausgefochten, und dabei meistens eine blutige Nase geholt. Das zeugte zwar nicht von allzu viel Intelligenz, ich habe es aber trotzdem immer wieder getan – ich konnte nicht anders.

Es gab in der ganzen Stadt kein öffentliches Schwimmbaden, wer schwimmen wollte tat das entweder im öffentlichen Schwimmbad am Oberlauf der Bega, außerhalb der Stadt, wo sie noch einigermaßen sauber war, oder war Mitglied im einzigen Schwimmklub ILSA, der einen eigenen Pool besaß. Im Stadtgebiet war die Bega dreckig, undurchsichtig, milchkaffeefarben. Das Wasser war tief, die Ufer steil und schlammig. In der Sommerzeit roch es immer nach faulem Obst, ab und zu schwamm mal ein Kadaver vorbei und dann wurde der Gestank unerträglich. Keiner nahm Anstoß daran, man verließ das Wasser für die Zeit, bis das Aas vorbei war. Danach kehrte man ins Wasser zurück.

In diesem Kanal habe ich schwimmen gelernt, so mit fünf-sechs Jahren. Eigentlich wollte ich nicht, ich hatte höllische Furcht vom Wasser. Mutter, die sehr sportlich war, Tennis spielte und gut schwamm, war schon im Wasser, ich stand am Ufer. Sie schrie mir zu: „Andris, komm herein, es ist höchste Zeit, dass du schwimmen lernst.“ Ich legte lautstarken Protest ein und sagte, dass ich mir das Leben auch ohne Schwimmen ganz gut vorstellen kann.

„Kommst du nicht herein, dann komm ich heraus und dann kommen die Ohrfeigen“.

Das war ein einleuchtendes Argument, ich hatte ja mehr Angst von meiner Mutter als vom Wasser, ich ging rein. Seitdem kann ich schwimmen.

Wir sind jahrelang in diesem schmutzigen, verseuchten, krankheitserregenden Wasser geschwommen, wir fanden das in Ordnung, wir kannten nichts Besseres. In Allgemeinem ist ja auch keinem etwas ganz Schlimmes passiert. Bei meiner jährlich wiederkehrenden Furunkulose dachte keiner an irgendeinen möglichen Zusammenhang.